

Schuhe, Störche und ein Dank

Autor(en): **Stössinger, Verena**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **46 (2009)**

PDF erstellt am: **14.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-858120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schuhe, Störche und ein Dank

VERENA STÖSSINGER, BASEL

Es gibt Texte von H.C. Andersen, vor denen gehe ich in die Knie. Der Erstling *Fußreise von Holmens Kanal zur Ostspitze von Amager in den Jahren 1828 und 1829* ist so ein Text; das Protokoll einer fiktiven Wanderung in der Silvesternacht und der der Einblick in das heiße Hirn eines jungen Autors – eines jungen Mannes, heißt das, der Autor nicht werden, sondern natürlich längst sein will und zwar von ganz zuinnerst bis zu den Sternen hinauf und quer durch die Jahrhunderte; ein überbordender Text, ein fantastischer, vielstimmiger und einer, der sehr kühn ist und ironisch und wahrscheinlich sogar ziemlich modern? Geschrieben jedenfalls vor fast hundertachtzig Jahren und dabei »herrlich wie am ersten Tag«.

Und es gibt andererseits Texte von Andersen, die mich ärgern und trotzdem nicht loslassen: gefühlige Miniaturen und gnadenlos konsequente, geradezu rachsüchtige Beweisführungen, wie die Geschichte von den »roten Schuhen«. Die erzählt von Karen, einem »kleinen Mädchen«, das ist »ganz fein und ganz niedlich, aber im Sommer musste es immer mit bloßen Füßen gehen, denn es war arm, und im Winter mit großen Holzschuhen, so dass der kleine Spann ganz rot wurde, und das war sehr schlimm«. Klein und groß, arm und bloß und rot und fein und niedlich: die Koordinaten sind ewig, schon gar für Frauen, und die Adjektive machen mich wild, denn natürlich meinen sie genau das, was sie sagen und sind das Programm, das erzählt wird, denn Andersen ist ja auch ein Meister der Behaftbarkeit: da wird so eifrig und eng gestrickt, dass ich beim Lesen an das Sprichwort denken muss: Gottes Mühlen mahlen langsam, aber furchtbar fein – denn Gott kommt auch oft vor in Andersens Texten, er sitzt Tag ein, Tag aus auf seinem Wolkenbalkon und schaut mit stereoskopischen Augen allen Menschen in die Winkel ihrer Seelen hinein.

Aber »das gehört nun wirklich nicht zur Sache«, sagt die Storchenmutter. »Du machst es immer so weitschweifig! Und dabei weißt du doch, dass ich es nicht ertragen kann, wenn ich hingehalten werde...«

»Aber das gehört doch schon zur Geschichte«, sagt der Storchenvater, damals hatten die Geschichten nämlich noch eine Herkunft und die, die sie erzählten, waren noch nicht tot; und natürlich ist die Geschichte von Karen auch »beinahe inländisch«, von ihrem Verfasser aus gesehen. Sie spielt in Dänemark, zum Beispiel in einem Dorf »am Wildmoor in Vendsyssel, das liegt im Amtsbezirk Hjørring, Richtung Skagen hinaus in Jütland (wenn wir uns einmal sachkundig ausdrücken wollen).«

»Aber die Adjektive kannst du weglassen«, sagt die Storchenmutter: »ich verstehe es auch so.«

»Ja, dann wollen wir hören!« Karen also hatte keine Eltern mehr, aber sie war bei einer Pflegemutter untergekommen, bei der sie lesen und nähen lernte, beten und bescheiden sein – wo sie doch am liebsten tanzte. Tanzen sollte sie aber nicht, das galt als eitel, und Freude an den neuen Schuhen sollte sie auch nicht haben, obwohl die aus Glanzleder waren und rot.

»Keine Adjektive, hab ich gesagt!«, sagt die Storchenmutter.

»Aber das eine muss sein«, sagt der Storchenvater, »das rote, sonst verstehst du von der Geschichte nichts.«

Karen trug also ihre roten Schuhe jedes Mal, wenn sie in die Kirche ging, denn der Kirchgang war die einzige Freude, die erlaubt war, und eines Sonntags stand vor der Kirchentür ein Soldat, dessen Bart sogar »sehr rot« war, und bat, ihr die Schuhe abwischen zu dürfen. Er durfte, und während er es tat, schlug er mit der Hand gegen die Sohlen und sagte: »Sitzt fest, wenn ihr tanzt!« Und das taten sie dann auch, die roten Schuhe, denn der Soldat war mächtig – sehr mächtig, wie die Literaturwissenschaft inzwischen herausgefunden hat: er ist nämlich »eine eindeutige Verkörperung des Teufels. Das eigentlich Böse aber steckt in der Hauptperson Karen, die sich ihrer Natur nicht bewusst ist«, und diese Natur will, dass sie tanzt, die roten Schuhe anhat und sich darüber freut. Und die Natur ist stark und Karen tanzt also und kann nicht aufhören, kann die Schuhe auch nicht mehr ausziehen, denn sie »waren an den Füßen festgewachsen, und sie tanzte und musste über Feld und Wiese tanzen, in Regen und Sonnenschein, bei Nacht und bei Tage; aber nachts war es am gräulichsten«. Und als wieder Sonntag war und sie auf die Kirche zu tanzte, stand ein Engel vor der Kirchentür »mit Flügeln, die ihm von den Schultern bis zur Erde reichten«, und hielt in der Hand ein Schwert –

»und das, was dieser Engel zu Karen sagte«, sagt der Storchenvater: »das muss ich wörtlich wiederholen mit allen Adjektiven, so grausam ist es – sonst verstehst du von der Welt auch nichts.«

»Aber halt dich kurz«, sagt die Storchenmutter: »Du weißt doch, ich sitze auf den Eiern, und da darf ich mich nicht aufregen.«

»Was wahr ist, soll man laut sagen«, sagt der Storchenvater, und zitiert den Engel: »Tanzen sollst du!« hat der zu Karen gesagt, »tanzen in deinen roten Schuhen, bis du bleich und kalt wirst, bis deine Haut zu einem Gerippe zusammenschrumpft! Tanzen sollst du von Tür zu Tür, und wo stolze und hochmütige Kinder wohnen, sollst du anklopfen, so dass sie dich hören und fürchten! Tanzen sollst, tanzen –!« Denn so ist die Gerechtigkeit, weiß Andersen, mit der Gott, der ja Tag ein, Tag aus auf seinem Wolkenbalkon sitzt, die Menschen auf Erden in Schach hält. Und Karen tanzt also immer weiter und ist schon ganz müde und mürbe und kommt schließlich zu dem Haus, wo der Scharfrichter wohnt, und da klopft sie an und bittet ihn, heraus zu kommen und ihr die Füße abzuschlagen. Zack, weg von den Beinen! Damit sie endlich zur Ruhe kommt.

Und der Scharfrichter tut, was sie wünscht. Er nimmt sein Beil und schlägt ihr die Beine an den Fesseln entzwei. Die Füße mit den roten Schuhen tanzen auf und davon, Karen dankt dem Scharfrichter und der schnitzt ihr noch Holzfüße und

Krücken und lehrt sie einen Psalm. Aber Gnade vor Gott kann er ihr nicht schnitzen, er ist weder Engel noch Teufel, und so geht die Geschichte dann gnadenlos weiter: Karen humpelt herum und bereut längst, dass sie so gerne tanzen wollte, sie weint und fastet jahrelang, ringt die Hände, erhebt die Augen und schleppt sich Sonntag für Sonntag vor die Kirchentür und bittet, endlich wieder eingelassen zu werden und Vergebung zu finden; aber der Engel wacht und ist unerbittlich. Ihre Sünde ist groß und die Gnade wird Karen erst im Augenblick des Todes zuteil, denn Strafe muss sein. »Es gibt verschiedene Deutungen, worin das Böse, das Karens Schicksal bestimmt, tatsächlich besteht« – sagt die Literaturwissenschaft –: »traditionell jedoch wird ihre Gleichgültigkeit Gott gegenüber als das Böse interpretiert. Aus psychologischer Sicht sind ihre roten Tanzschuhe als Symbol für Sexualität gedeutet worden – für das Böse, das zu opfern ist. Der Soldat mit dem roten Bart könnte dabei als eine Art Vaterfigur gesehen werden. Und die Sünde bestünde dann in einer verbotenen sexuellen Verbindung, darauf würde auch das Abhacken der Füße als ein Kastrationssymbol hinweisen«.

Ach, sage ich, wie ich da sitze und Andersen hinterher denke. Die Sexualität. Ein Lieblingsthema der Andersen-Forscher. Seine Homosexualität, Bisexualität, Keuschheit und/oder Verklemmtheit holen sie aus seinen Tinten ans Licht, das lebenslange Sublimieren und Kaschieren, denn speziell in diesem Punkt ist Andersen nämlich überhaupt nicht tot und jedes Kreuzchen in seinem Tagebuch enthüllt ihnen eine tiefere Bedeutung.

Aber das macht die Krücken-Karen auch nicht wieder lebendig. »Schön blöd«, sagt da Helga nur. Das heißt, sie ruft es aus dem Wildmoor in Vendsyssel der armen Schwester im Werke zu. »Du hast die Nacht vergessen, meine Liebe!«, ruft sie: »die Nacht und die Macht, die sie gegen den Zauber hat, und käme er direkt vom Himmel!«

Helga ist die Tochter vom dänischen Schlammkönig und der ägyptischen Prinzessin, die in seinem Moor versunken ist, als sie die Moorblume holen wollte, die ihren königlichen Vater im Familienpalast in Ägypten wieder gesund machen konnte – und Helga weiß sich zu behaupten. Hat nämlich zwei Gestalten: ist tagsüber ein Frauenkind, wunderschön, aber aggressiv und böse, und nachts eine Kröte, furchtbar hässlich, aber großmütig und sanft. Und in dieser Doppelgestalt kann sie den Fluch brechen, der auf ihr liegt – das heißt: sie narrt ihn und alle, indem sie Körper und Wesen wechselt. Und steht schließlich, nach getaner Arbeit und in erlöster Prinzessinnen-Gestalt, in Ägypten auf dem Dach vom Palast und schaut zufrieden über die Ländereien ihres Großvaters, sieht den jagenden Strauss, die Nachtigall im Tamarindenbusch, den Adler auf der Pyramide und die reich beladenen Kamele, die im Gänsemarsch aus der Wüste kommen, sieht Krokodile und Frösche und Schwäne...

»Frösche!« ruft die Storchenmutter, die etwas eingenickt war. »Wo sind Frösche?«

»Nirgends«, sagt der Storchenvater, »das heißt, in Ägypten gibt es welche, in meiner Geschichte, aber unterbrich mich doch nicht immer...«

»Dann halte du mich nicht zum Narren«, sagt die Storchenmutter beleidigt.

»Man muss sich erheben können über die Wirklichkeit«, sagt der Storchenvater, »jedenfalls gelegentlich.«

»Und was wird dann aus meinen Eiern?« –

Das wissen wir auch nicht, wir überlassen es dem Autor. Aber Helga schaut noch immer über das ägyptische Land. Sie hat ihre Prüfungen bestanden. Sie war ihrem Schicksal nicht ausgeliefert, denn sie hatte zwei verschiedene Naturen, immer abwechslungsweise, aber am allerwichtigsten ist natürlich die Gestalt, in der man zuerst geschaffen wurde. Das weiß schon jedes Tier. Dann macht es nichts, wenn man zum Beispiel in einem Entenhof aufwächst, wenn man zuvor in einem Schwanen-Ei gelegen hat,

»aber jetzt hast du wirklich den Faden verloren«, sagt die Storchenmutter zu ihrem Mann. »Dass du es nie einfach und kurz machen kannst, dabei ist die Zeit so kostbar! Ich glaube sogar, es bewegt sich schon etwas unter mir...«

»Es geht um Größeres«, sagt der Storchenvater.

»Es geht ums Prinzip«, sage ich, oder um das, besser gesagt, was das Erzählen zusammen hält. Bei Andersen zum Beispiel. Etwa darum, dass Helga zwei Naturen hatte, und dass das für sie die Erlösung war. Und dass Karen nur eine haben durfte, entweder die eine, oder die andere: immer gehorchen musste oder immer tanzen, und das brach sie und brachte sie um. Und auch, dass sie sich deswegen so sorgte und quälte – wogegen Helga ein Schönheitsteufel sein konnte und ein Krötenengel außerdem, bedenkenlos extrem, und damit hat sie nicht nur den Zauber überwunden, der auf ihr lag, sondern auch das Heidentum ihrer wikingischen Pflegeeltern überwand sie, und das Christentum des frommen Wanderpredigers, der sie zu seinem am Holz angenagelten Gott bekehren wollte, überwand sie gleich mit, und zuletzt konnte sie sogar fliegen: flog in Schwanengestalt vom Vendsysseler Moor bis nach Ägypten und sah dabei Andersens ganze Welt: ganz Dänemark sah sie und Deutschland von Norden nach Süden und die Schweiz dann, Basel, den Jura, den Rhein und Interlaken, den Brünig, Grindelwald und die Mühle von Bex, die eigentlich in Naters steht, wenn man es genau nimmt, und das Schloss Chillon, alles von oben, flog dann über die Alpen und sah Italien, Rom, Neapel und Sizilien und jene heißen Länder, wo die Menschen von der Sonne mahagonibraun geworden sind oder sogar schwarz, und zuletzt landete sie zuhause, punktgenau auf dem Dach vom Palast ihres Großvaters, wo das Glück auf sie wartete und damit das Ende der Geschichte.

Es ist die Ehe, die ihr winkt als Preis: das lebenslange Glück an der Seite eines arabischen Prinzen, eines schönen Mannes mit gekräuseltem *schwarzem* Bart und glutvollen, dunklen Augen – doch leider kommt ihr dann doch noch etwas dazwi-

schen (wie anderen Verlobten bei Andersen kurz vor der Hochzeit ja auch). Es ist ihre Sehnsucht nach dem weiten Himmel.

Helga sitzt an der Hochzeitstafel, »gekleidet in Seide und Juwelen«, und schaut »hinaus, empor zu den blinkenden, funkelnden Sternen, die vom Himmel herunterleuchteten. Da rasselte es von starken Flügelschlägen« und die Störche kamen angeflogen, direkt aus dem kalten Norden kamen sie, wie jedes Jahr; sie setzten sich auf das Geländer der Veranda und wussten wohl, »was für ein Fest das war. (...) Und als Helga sie sah, stand sie auf und ging hinauf auf die Veranda und zu ihnen hinüber, um ihnen über den Rücken zu streichen.« Und die Störche fühlten sich geehrt und Helga schaut in den Himmel hinauf und wünscht sich in ihn hinein, Gott nickt wahrscheinlich gnädig, denn sie wünscht es sich so sehnlich, dass sie »hinaufgehoben« wird. Doch statt ins Paradies gerät sie in eine Zeitmaschine hinein. Fliegt durch die Jahre und Jahrhunderte und wir fliegen mit, als hätten wir jetzt alle Sankt Peters wunderbare Brille aus der »Fußreise« auf der Nase: wir fliegen und sehen Menschen und Häuser und Länder und wie sie wachsen und wieder vergehen, sehen wilde Schwäne und Seeschlangen, das ganze Dichterland sehen wir und den Entenhof, der gleich daneben liegt, und auf der anderen Seite den Eispalast mit seinen geheimnisvollen Splintern und Scherben; wir sehen Theaterbühnen, auf denen *Das Abenteuer meines Lebens* gespielt wird, und Kammern, in deren Dachfenstern noch immer die Rosen blühen, sehen Märchenbücherstapel, Kassetten, CDs und Videos, sehen Andersen-Festumzüge und -Bettwäsche, Jubiläumskomitees, Lobredner bei ihrer Arbeit und Leichenfledderer bei der ihren, und dann sehen wir die Störche in den letzten Abend fliegen; sehen die Dryaden, die sich wieder in die Bäume zurückziehen, und eiserne Glocken, unter denen nicht mehr getaucht wird, sondern die Ozeane umgepflügt und abgesaugt werden, bis nichts Lebendiges mehr in ihnen ist, und da wenden wir erschrocken und fliegen zurück und landen in einem Keller, einem helldunklen, stillen Raum, gerade noch rechtzeitig, und auf Stühlen, die hart sind und deutlich aus Holz.

Und atmen durch. Es ist Freitag, der 3. Februar 2006, 21 Uhr 20 (oder wie spät es jetzt eben gerade ist). Wir sind wieder da, wo wir waren, und sind doch nicht mehr ganz dieselben: denn konfrontiert zu werden mit Andersens Texten, heißt immer, an eine Grenze geführt zu werden, wo man reagieren muss. Sie sind so unerbittlich konsequent, naiv und durchtrieben zugleich, und man entkommt ihnen nur schwer. Freut sich, ärgert sich und stellt sich dem Modell, zu dem er uns die Welt macht.

»Aber mir muss keiner kommen und etwas sagen«, sagt die Storchenmutter.
»Ich weiß alles schon von Natur.«

»Du hast doch immer das letzte Wort«, sagt der Storchenvater.
Nein, ihr Lieben: ich habe es. Und sage: Danke, alter Andersen.